

ihre Notate: Die „Berliner Aufzeichnungen“ (1962) wurden „auf Grund von Tagebucheinträgen, Notizen in Taschenkalendern und Briefen“ von ihr nach Kriegsende zusammengestellt.

Die Bevölkerung habe sich damit abgefunden, notierte im Februar 1945 in Berlin auch der Schriftsteller Erich Kästner, „dass es Tag und Nacht Bomben regnet, ohne jede Gegenwehr, und dass die fremden Geschwader, auch tagsüber und bei blauem Himmel, in Paradeformation daherkommen“. Man reiße blutige Witze: „Roosevelt und Hitler, sagt man, hätten die für den Rest des Krieges verbindliche Übereinkunft getroffen, dass jener die Flugzeuge und dieser den Luftraum zur Verfügung stelle.“

Das Journal schien vielen als die geeignetere Form, den Schrecken und den Alltag, bisweilen auch die Faszination des Krieges festzuhalten, jedenfalls so weit man zeitweise oder gänzlich fern der Front war. Nicht alle konnten dabei – wie im Mai 1944 Ernst Jünger – von so enthobener, erhobener Position aus, nämlich vom Dach des „Raphael“ in Paris, den gewaltigen Sprengwolken bei einem Luftangriff und den alliierten Geschwadern in großer Höhe zuprosten: „Beim zweiten Mal, bei Sonnenuntergang, hielt ich ein Glas Burgunder, in dem Erdbeeren schwammen, in der Hand. Die Stadt mit ihren roten Türmen und Kuppeln lag in gewaltiger Schönheit, gleich einem Kelche, der zu tödlicher Befruchtung überflogen wird. Alles war Schauspiel, war reine, von Schmerz bejahte und erhöhte Macht.“

Anderen Kollegen fehlte solche Gelassenheit, sie waren nur noch gehetzt oder verzweifelt. Wie Gottfried Benn (1886 bis 1956), der als Militärarzt arbeitete und im Februar 1945 aus Berlin in einem Brief die Luftangriffe als „schauerlich“ bezeichnete („kein Gas, kein Wasser, kein Telefon, nichts zu essen“). Oder wie der greise Gerhart Hauptmann (1862 bis 1946), der im selben Monat den „Terrorangriff über Dresden“ erlebte: „Schüsse von gewaltigstem Ausmaß aus der von Menschen entehrten Luft. Auch dies sollte ich noch erleben.“ Es seien dies „Gewitterschrecken ins Dämonische, höllische, verstärkt“.

Bis Anfang der sechziger Jahre erschienen in Deutschland Ost und West eine ganze Reihe von Romanen, in denen die Figuren immer wieder in Bunkern sitzen müssen, durch brennende Straßen laufen oder von Tieffliegern attackiert werden. Die Bücher tragen Titel wie „Die Galeere“ (1949), „Die unverzagte Stadt“ (1949), „Der Himmel war unten“ (1951), „Die sterbende Jagd“ (1953), „Nie war die Nacht so hell“ (1953), „Am Tor des Himmels“ (1954), „Wolke Orkan und Staub“ (1955), „Als die Uhren stehen blieben“ (1957) oder „Die Feuer sinken“ (1960). Die meisten davon sind mittlerweile längst vergessen, auch ihre Autoren kaum noch be-

Fegefeuer der Bombennacht

Es war nicht allein das Gefühl von Angst, was manche in den Bunkern und Bombenkellern beherrschte, sondern zugleich das der Hoffnung: auf ein schnelleres Ende von Krieg und Nazi-Herrschaft. Wolf Biermann (dessen jüdischer und kommunistischer Vater Anfang 1943 nach Auschwitz gebracht und dort ermordet wurde) hat es wie kein Zweiter formuliert: sowohl in seinem 1993 geschriebenen Gedicht „Die Elbe bei Hamburg“ als auch im Nachwort zu seinem Buch „Alle Gedichte“ (1995), wo es heißt: „Ich verstand nichts im Luftschutzkeller, außer Luftholen und Mamas Hand. Aber meine Mutter freute sich über die englischen Bomben. Es war nur so unpraktisch, dass sie uns auf den Kopf flogen.“ Biermanns Fazit in Versen: „Ich hatte Glück und ward ein braves Kind



WILFRIED BAUER

Biermann

mein Leben lang / Genau auf sechseinhalb blieb meine Lebensuhr da stehen“. Und es gibt noch ein früheres Lied, in das die Erinnerungen an den Hamburger Feuersturm eingeflossen sind, aus dem er sich im Juli 1943 retten konnte: „Jan Gat unterm Himmel in Rotterdam“, geschrieben 1988. „Jan Gat“ wird vom Volksmund jene Skulptur in Rotterdam genannt, die an den deutschen Bombenangriff im Jahre 1940 erinnern soll und einen Mann zeigt, der die Arme zum Himmel reckt und ein großes Loch im Bauch hat („Gat“ heißt: „Loch“): „Jan Gat, ich kenne die alte Furcht / Ich komm ja aus Hamburg her“, singt Biermann, 66, und erinnert sich in dem Lied an das „Fegefeuer der Bombennacht“: „Und weil ich unter dem Gelben Stern / In Deutschland geboren bin / Drum nahmen wir die englischen Bomben / Wie Himmelsgeschenke hin“.



EMILIE LUDER / JAF

Denkmal „Die verwüstete Stadt“ (in Rotterdam): „Ich kenne die alte Furcht“

kannt: Bruno E. Werner, Otto E. Kiesel, Hugo Hartung, Gerd Gaiser, Michael Graf Soltikow, Gertrud von Le Fort, Günther Birkenfeld, Werner Steinberg und Eberhard Panitz.

Die Novelle „Am Tor des Himmels“ von Gertrud von Le Fort (1876 bis 1971) schert im Ton aus: eine klassische Rahmenerzählung, bei der die Erzählgegenwart in einer Bombennacht, irgendwo in einer namenlosen deutschen Stadt, die eigentliche Geschichte bedrohlich und am Ende vernichtend umklammert hält. Kurz bevor der Angriff beginnt, wird nämlich dem Ich-Erzähler eine unersetzliche Handschrift aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs und der Ketzerprozesse zum ersten Mal gezeigt und vorgelesen – gleichzeitig auch zum letzten Mal, denn nach dem Bombardement geht sie in den Wirren und Bränden

für immer verloren. So dramatisch das Geschehen aus dem Rom der Inquisition in der Binnenerzählung dargestellt wird, so behutsam lässt die Autorin ihren Erzähler die Parallelhandlung im Zweiten Weltkrieg andeuten und die hilflose Panik im Luftschutzkeller lediglich umschreiben: „Ich übergehe die Stunden, die nun folgten, weiß ich doch nicht einmal, ob es Stunden waren – Todesängste werden nicht mit dem Zeiger der Uhr gemessen, wir waren außerhalb der Zeit.“

Damit wird zugleich vermieden, was romanhafte Schilderungen des Luftkriegs selbst bei grausamsten Szenen unweigerlich zeigen: eine große Allgemeinheit, eine verwirrende Austauschbarkeit. Es ist für den Romancier offenbar nur schwer möglich, jenem grausamen Paradox zu entgehen, das auch schon die Wirklichkeit (so-